

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 45 (1965-1966)  
**Heft:** 11

**Buchbesprechung:** Bücher

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# BÜCHER

## IN ERTRÄGLICHER MENSCHENGEMEINSCHAFT

### *Zu neuen Werken deutschschweizerischer Erzähler*

Die Aussagen sind bekannt: Kein Vaterland, eher eine Société anonyme sei die Schweiz, kein Problem, jedoch immerhin ein angenehmer Ort zum Arbeiten. Deutschschweizer Schriftsteller der jüngeren Generation haben in diesem Sinne geantwortet, als man sie über ihre Heimat befragte. Ich glaube eigentlich nicht, daß man daraus Schlüsse ziehen dürfte, die über die Auskunft einzelner Autoren hinausgehen und beispielsweise dazu dienen sollen, das Verhältnis der Generation der Väter zu derjenigen der Söhne an ihrer Einstellung zu Geschichte und Herkunft zu erklären. Wenden sich die jüngeren Erzähler von der Schweiz ab? Ist sie ihnen tatsächlich kein Problem? Es gibt Romane und Erzählungen, Bühnenstücke und Gedichte, die eine derartige Vermutung bestätigen. Aber es gibt andere, die ihr widersprechen. Nicht darin, daß Bindungen an Tradition und schweizerische Realität den Schriftsteller etwa nicht mehr hielten, erweist sich in unserer Literatur die Differenz zwischen jung und alt. Wohl aber vielleicht darin, daß sich die jungen Autoren auflehnen oder daß sie zu entschlüpfen suchen auf dem Weg über die Kunst, während die älteren Meister ihren Frieden gefunden haben. Ohne Sturm und Leid war er auch ihnen nicht beschieden. Drei Neuerscheinungen, die an und für sich durch nichts als durch den Zeitpunkt ihres Erscheinens näher zusammengerückt sind, verlocken zu Betrachtungen über diesen Gegenstand.

*Meinrad Inglin* hat uns den Roman «Erlenbüel<sup>1</sup>» geschenkt, ein heiteres Werk des Alters, kritisch und ohne jede Resignation, doch reif im Urteil über Schwächen und Fehler, wie sie die Gesellschaft einer typischen Schweizer Kleinstadt aufweist. Von einem offenbar fanatischen Drang nach Enthüllung getrieben, immerhin kaum ganz frei von Pose, greift *Walter Matthias Diggelmann* mit seinem Bericht «Die Hinterlassen-

schaft<sup>2</sup>» ein Thema unserer jüngsten Geschichte auf. Der Roman «Im Sommer des Hasen<sup>3</sup>», mit dem *Adolf Muschg* als Erzähler debütiert, spielt in Japan. Aber er hat dennoch nicht wenig mit der Schweiz zu tun, mit der Tüchtigkeit ihrer weltweit ihre Geschäftstätigkeit ausbreitenden Industrie ebenso wie mit dem verknorzten und schwerfälligen Gegenbild zu der kulturträchtigen und zierlicher Schönheit zugewandten japanischen Welt. Die Wendigkeit des Verfassers zeugt freilich auch für Möglichkeiten im deutschschweizerischen Schrifttum, die vielleicht noch jung sind. Man kann nicht sagen, daß es da nur schwerblütig und trocken, allenfalls pädagogisch und ein wenig langweilig zugehe. Es gibt da Gegenbeweise, und Muschgs Erstling ist einer.

Aber die Freude über die Spannweite der Möglichkeiten, wie sie durch die genannten Beispiele gerechtfertigt wäre, ist dennoch nicht ohne Einschränkung. Wir erkennen, wie nah beim Gelingen das Scheitern liegt, wie nah beim reiflich erwogenen Ja zum Dasein die Resignation oder dann die blinde Wut, wie nah auch die Ungerechtigkeit. Das Wort vom Unbehagen im Kleinstaat behält einweilen sein Gewicht.

In sich selbst ruht das Werk *Meinrad Inglin*. Er weckt Vertrauen, weil er selber Vertrauen hat, Vertrauen in das Land und in seine Kultur, zu der er auch das Kegeln und Jassen rechnet: es gibt in seinem Buch ergötzliche und zugleich besinnliche Erörterungen über diese Tätigkeiten. Er erzählt von den Blut- und Leberwürsten, von den Scherereien um ein Baugesuch in der Altstadt, von den übelriechenden Schwaden, die aus der Erlена aufsteigen, wenn ihr im Sommer das Kraftwerk zuviel Wasser entzieht, so daß sie keine Kraft mehr hat zur Selbstreinigung. Er berichtet von den klebrigen Ränken der Erlenbüeler Gesellschaft, von den Rechnungen, die sie anstellt, wenn

der reiche Erbe aus Amerika heimkommt und in seinem alten Vaterhaus neben dem Rathause Wohnsitz nimmt. Darüber, was eigentlich ein Spießbürger sei, denkt er gründlich nach und bemüht sich um ein gerechtes Urteil. Er stellt diese kleine Welt nüchtern dar und verklärt sie nicht, aber er bleibt gerecht und verdammt nicht, was in Generationen geworden ist. Er hat Vertrauen. Auf Inglin's Stil, auf seine Handlungsführung und auf seine gemessenen Schritte voranschreitende Sprache wirkt sich das aus. Er entwickelt eins aus dem andern. Es fällt ein Stein in den Erlenbüeler Teich und zieht seine Wellenkreise. Das Städtchen gerät in heimlichen Aufruhr, bis Silvester Vonbüel eines Tages wieder weg ist und ein junges Mädchen mitgenommen hat, mit dem niemand gerechnet hat.

Aber worum geht es? Nicht um die amüsante Heiratgeschichte an und für sich, sondern um die Vorzeichen, unter denen das Leben hierzulande seinen Gang geht, sofern nichts Störendes auftritt. Silvester Vonbüel, in sein Junggesellenheim nachts nach der Polizeistunde und nach dem Kegelvergnügen zurückgekehrt, denkt darüber nach, wie schwer es der Mensch habe, bis er erzogen sei, einen Beruf, eine Familie gegründet habe. Manchmal mißglückt es, und wenn es glückt: — «wie häufig muß er sich ducken und Schläge erdulden, wenn er es allen recht machen möchte, den Eltern, den Schulen, dem Staat, der Kirche, dem eigenen Gewissen. Ist man denn noch frei? Hol's der Teufel!» Nein, mit der seldwylischen Idylle ist es nichts. Innen läuft ein Raubtier den Gitterstäben entlang, deutet den «Raubtierschritt ins Weite» an und widersetzt sich dem sanften oder dem harten Zwang, so gut es geht. Das Liebespaar, das sich vor seinem Aufbruch in die Freiheit heimlich trifft, verabredet sich im Tiergarten der großen Stadt, wo man das kleine Erlenbüel ein wenig vergessen kann. Vor den Löwen und den Tigern erklären sie sich. Es ist symbolisch, wenn sie sich über die Unruhe der Tiere unterhalten, über die Spannung des Jagens, die dem Löwen lebensnotwendig wäre, und über den traurigen Umstand, daß er fressen muß, was man ihm vorwirft. «Ein klägliches Los für

ein so prachtvolles Geschöpf.» Sehr genau auf das Bild des seiner Freiheit Beraubten ist bezogen, was nach der Flucht des Paares der alte Herr von Esch zu Silvesters Abreise mit Karoline Sommerhalder zu sagen hat. Auflehnung, meint er, dürfte manches erklären. «Gegen Tyrannei, Unterdrückung und ihre frühen oder späten Folgen halfen schon immer nur Mut, Lebenskraft, Lust und Wille zur Freiheit. Ein altes Thema in unserer Eidgenossenschaft.» Der Widerspruch wird hier in seine hohen Rechte eingesetzt, am Beispiel einer Kleinstadtgeschichte und am Beispiel einer Liebe, die sich den ungeschriebenen Regeln engherziger Familien nicht unterziehen will. Aber auch diese Weisheit steht da: «Sie werden draußen ja nur die Freiheit finden, die sie selber mitbringen und miteinander teilen müssen. Eines Tages werden sie genug davon haben und zurückkehren, hierher nach Erlenbüel oder sonst in eine erträgliche Menschengemeinschaft.»

Kann man's gerechter und abgewogener sagen? Die Freiheit, den unbändigen Drang, aus allem Zwang auszubrechen, müssen wir ehren und gelten lassen. Aber der Käfig, in dem wir sitzen, wir alle, ist er nicht am Ende doch auch eine erträgliche Menschengemeinschaft? Das ist nicht Resignation, sondern Erfahrung. Niemand hat sie nötiger als der Erzähler. Es gibt keine Freiheit ohne den Mut zum Bruch, aber es gibt auch keine Gemeinschaft ohne den Verzicht. Wie sie sich's in Erlenbüel eingerichtet haben, ist in mancher Hinsicht nicht durchaus erfreulich, und immer drohen da Muffigkeit, engherzige Moral, Dünkel, Selbstgerechtigkeit. Am Ende bedürfen sie sehr der Außenseiter und der schwierigen Individualisten, die aufmucken und sich nicht zähmen lassen. Nach den ersten Wogen der Aufregung werden sie es hinnehmen; denn sie haben Einsicht genug dafür, daß ihre Gemeinschaft ja wohl kein Käfig sein sollte, so wenig Käfig wie möglich. Sie halten, alles in allem, eine erträgliche Menschengemeinschaft.

Liest man *Diggelmanns* «Hinterlassenschaft», so muß man vermuten, daß eben dies bestritten wird. So wie sich diesem Schriftsteller das Land vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg darstellt, gibt

es da dunkle Punkte, Tabus, schlimme Dinge, über die man nicht spricht. Da werden ja, wenn man ihm glauben soll, die peinlichsten Wahrheiten zugedeckt und unerschrockene Enthüller zum Schweigen gebracht. Die Anklage bezieht sich auf die Tatsache, daß wir die Jahre der Herrschaft Hitlers in Deutschland nicht ohne jeden Makel bestanden haben. Aber es kann wirklich niemand im Ernst behaupten, das sei nicht allgemein bekannt. Die Flüchtlingspolitik zum Beispiel und die Tätigkeit der Frontisten und Anpasser, auf die sich Diggelmanns Romanmontage bezieht, ist durch Darstellungen und Publikation von Dokumenten längst zur offenen Diskussion gestellt. Was uns fehlt, ist nicht die mehr oder weniger sensationell aufgemachte Enthüllung der Fakten. Zu enthüllen gibt es eigentlich nichts. Was uns fehlt, wäre eine umfassende Darstellung dieser schweren Zeit der Anfechtungen und der Prüfung, des Versagens und der Bewährung. Meinrad Inglin hat sie mit seinem «Schweizerspiegel» für die Zeit des Ersten Weltkrieges gegeben. Für die Schweiz im Zweiten Weltkrieg steht sie noch aus. Die Fakten sind weitgehend gesichert, und soeben hat *Alice Meyer* mit ihrem Buch «Anpassung oder Widerstand<sup>4</sup>» die zentrale Problematik jener Jahre klar herausgearbeitet. Doch bedürfte es des dichterischen Wortes, um Höhe und Tiefe jener Jahre auszusprechen. Es war offenbar Diggelmanns Absicht nicht, diese Aufgabe zu übernehmen. Er wollte nur enthüllen und entlarven. Aber was denn eigentlich?

In der Form eines «erfundenen Tatsachenberichts» erzählt er eine Geschichte wie die vom andorranischen Juden. Ein Mann jüdischer Abstammung forscht nach dem Schicksal seiner Eltern. Sie konnten ihn als kleines Kind in die Schweiz, die Heimat seiner Mutter, zu den Großeltern geben, bei denen David Fenigstein denn auch aufgewachsen ist, unter dem falschen Namen Bolter und in der Meinung, sein Großvater sei sein Vater. Die wirklichen Eltern werden bei dem Versuch, der Judenverfolgung durch die Flucht über die Schweizergrenze zu entgehen, gemäß der Flüchtlingspolitik des Bundesrates zurücküberstellt, was ihr Schicksal be-

siegelt: es führt ins Vernichtungslager. Der Verfasser des Buches besteht darauf, mit seiner Geschichte zu zeigen, in welcher Weise da eine Komplizenschaft mit den Judenverfolgern bestehe. Neben dem Antisemitismus sei ihr Motiv, wie die nachfolgenden Kapitel darlegen sollen, der Antikommunismus gewesen, die Bereitschaft nämlich, im Kampf gegen marxistische Gefahr die Reihen zu schließen und auch vor verwerflichen Mitteln nicht zurückzuschrecken. Angeklagt wird die Neigung, ein in höherem Interesse gewährtes Wohlverhalten über alle Gebote der Menschlichkeit und des Anstandes zu setzen. Es gibt diese Neigung.

Aber es gibt sie innerhalb einer ganzen Skala von Verhaltensweisen. Wer jene Jahre erlebt hat, wird nicht meinen, diese allein oder eine andere allein sei kennzeichnend für die Schweiz oder kennzeichnend für bestimmte Schichten oder politische Gruppierungen. Die Auseinandersetzung um Anpassung oder Widerstand, um furchtsame Duckmäuserei oder unerschrockene Treue zu den Prinzipien einer freiheitlichen Demokratie, war nie die Auseinandersetzung zwischen Ideologien, Parteien und sozialen Schichten. Es war die Auseinandersetzung zwischen Menschen, Charakteren, Individuen — nicht zwischen Vertretern. All das muß angesichts der Darstellung, die Diggelmann gibt, leider in Erinnerung gerufen werden. Sein Buch, scheint mir, ist aller Voraussicht nach wenig geeignet, jener Wahrheit zu dienen, in deren Dienst es doch gerade stehen müßte.

Ist schon der Stellenwert der mitgeteilten Fakten und der absichtsvoll gekürzten Wiedergabe von Quellentexten, um es mit einem Ausdruck des Historikers zu sagen, kaum richtig eingeschätzt, so muß uns vollends die Form des Ganzen enttäuschen. Neben Zeitungsmeldungen und Zeittafeln, neben Auszügen aus dem Flüchtlingsbericht Professor Ludwigs und aus einiger diplomatischen Korrespondenz stehen da romanhafte Abschnitte, aus denen ich lediglich die Beschreibung eines Traums zitieren möchte: «Und es kamen Hunderttausende in die Schweiz, die meisten nur mit dem, was sie auf dem Leib trugen, aber jeder Schweizer, der zwei

Hemden hatte, gab eines ab, und wer zwei Paar Schuhe besaß, gab ein Paar für die Flüchtlinge. Die jüngeren Männer traten freiwillig in die Armee ein, die älteren arbeiteten bei Bauern oder in Fabriken, und die Frauen halfen, wo sie konnten. Und es geschah etwas, womit Hitler und die Millionen seiner Anhänger nicht gerechnet hatten: Die Schweizer Armee wurde so groß und mächtig, daß Deutschland Angst bekam. . . »

Selbstverständlich handelt es sich hier um die Beschreibung eines Traums. Aber es ist natürlich ein Traum mit Absicht, er soll uns so recht deutlich vor Augen führen, wie es eben nicht war und wie kläglich die Schweizer versagt haben: Sie ließen die Flüchtlinge nicht herein, und wenn sie zwei Hemden besaßen, so teilten sie leider nicht mit denen, die nur das nackte Leben gerettet hatten. Wir können nicht bestreiten, daß die Flüchtlinge, die in unseren Lagern Zuflucht gefunden hatten, für mehr als ihren Lebensunterhalt und gegen einen Lohn, den man lieber nicht symbolisch nennen wird, ohne Ansehen der Person und der geistigen Fähigkeiten arbeiten mußten. Aber die Geschichte von David Fenigstein, der die Wahrheit über seine Eltern aufzudecken unternommen hat, leistet dennoch nicht, was gerade im Hinblick auf die weniger erfreulichen Seiten unserer jüngsten Geschichte eigentlich zu leisten gewesen wäre. Jene Jahre, die freilich weder Kleinmut noch Krämergeist aussterben ließen, waren alles in allem nicht so, daß wir uns ihrer nur zu schämen hätten. Das Volk auf seinem schwierigen Weg durch jene Zeit zu beschreiben, in einem weit ausgreifenden epischen Werk, wäre eine wahrhaft große Aufgabe schweizerischer Literatur. Man hat vergeblich darauf gewartet.

Die Diskussion um Diggelmanns Buch wird sehr bald zu dem Schluß kommen, daß sich die Dinge so jedenfalls nicht darstellen lassen. Und überdies ist — gegenüber früheren Arbeiten des Autors — ein Rückschritt zu verzeichnen, was die gestalterische Kraft betrifft. So leicht, wie er sich die Dokumentation macht, macht er sich den Aufbau und verzichtet selbst nicht auf ein Mittel, das seine Geschichte noch näher an die vom andorranischen Juden rückt. «Als alles vorbei war»,

heißt die Formel. Hinterher, wenn der unbequeme Wahrheitssucher tot ist, reden sich die andern heraus. Weder in der Wertung der dokumentarisch belegten Tatsachen noch in der Verarbeitung des Stoffs zu einem «erfundenen Tatsachenbericht» ist der überzeugende Zugriff zu spüren, der einem Thema wie diesem allein gewachsen wäre.

Es mag Situationen geben, in denen es erfrischend und befreiend ist, wenn einer mit der Faust auf den Tisch schlägt und in heiligem Zorn nicht vor Verzerrung zurückschreckt. Selbst in unserer, wie Albert Jakob Welti wenige Monate vor seinem Tode meinte, zuweilen allzu braven Literatur ist es immer noch besser, sie bringe ihre «enfants terribles» aus den eigenen Reihen hervor und beziehe sie nicht aus dem Ausland. Aber ich glaube nicht, daß das ausgerechnet mit Bezug auf den Sachverhalt zutreffe, der hier zur Rede steht. Die aufrechte und menschlich vertretbare Haltung in böser Zeit ist etwas anderes als das nachträgliche Geschrei über die, die sie leider vermissen ließen.

Vor kurzem ist ein Roman erschienen, der den Titel «Im Sommer des Hasen» trägt. Der Verfasser, *Adolf Muschg*, arbeitet als wissenschaftlicher Assistent in Göttingen. Das Buch ist sein erster Roman. Ein virtuos und elegant geschriebenes Divertimento, einmal etwas ganz anderes, wird man sagen und vielleicht sogar aufatmen. In der Form eines Berichtes an den Vorgesetzten werden Japanerlebnisse erzählt. Der Public-Relations-Manager der Inauen Suisse, Herr Bischof, hat aus Anlaß des Firmenjubiläums einige jüngere Schweizer Autoren nach Japan begleitet. Auf Kosten der Firma haben sie dort ein paar Monate gelebt. Ihre Gegenleistung besteht in einem Aufsatz oder einer Novelle mit einem japanischen Motiv. Gesammelt sollen diese Arbeiten als Festschrift der Firma Inauen Suisse herausgegeben werden: Förderung der Kultur und Werbung für den großzügigen Mäzen in einem. Aber das ist nur der äußere Rahmen. Herr Bischof berichtet seinem Chef, nachdem er in die Schweiz zurückgekehrt ist, und zwar verfaßt er seinen Bericht im dörflichen Gasthof zum «Falken», an einem Wirtstisch, von dem der

Blick auf die Kuckucksuhr geht und neben dem die Jasser ihre Trümpfe auf den Teppich klopfen. Die erzählerische List besteht darin, Japan und die Schweiz auf diese Weise gleichzeitig gegenwärtig zu haben. Was Japan betrifft, so erscheint es als zierlich, als Märchenland der Höflichkeit, der Geistigkeit, der Sitte, der starken und klaren Schönheit. Die Liebe äußert sich elementar, ohne Rückhalt, ein Urgeschehen. Der Erzähler spielt mit den Gegensätzen, demjenigen zwischen dem Wunderbaren und dem Gewöhnlichen, zwischen dem exotisch Fernen und dem provinziell Nahen. Ein besonders sprechendes und kunstvoll durchgeführtes Beispiel ist das Gegenüber der Hochzeitsgesellschaft im «Falken», dieser dörflichen Völlererei, und der Geisha-Party in Yasumiya am Towada-See, die für die literarischen Gäste aus der Schweiz veranstaltet wird: dort ordinäre und spießhafte Hosenträgergemütlichkeit, hier das verfeinerte Spiel der Schönheit und des Genusses.

Das Buch ist reich an gescheiterten Anmerkungen, zum Beispiel über Werbung und Marktforschung, über Verhaltensweisen und Mode. Muschg verfügt über viele Register und weiß sicher und eindringlich zu schildern, etwa eine Landschaft oder das Menschengewimmel im Strandbad. Die Faszination des fremden Landes wird dargestellt in der Brechung der verschiedenen Individualitäten, die sich als Gastautoren zusammenfinden. Es ist ein buntes und sprachmächtiges Erzählwerk, fintenreich und Haken schlagend. Ein Leitmotiv aber ist der Gegensatz zwischen Heimat und Fremde, zwischen dem Krautgarten und dem exotischen Park. Und darum scheint mir auch ein an und für sich episodisches Gespräch, das Bischof für seinen Chef aufzeichnet, von einiger Bedeutung. Es ist das Gespräch, das der Public-Relations-Manager von Inauen Suisse mit Joel Wong führt, dem chinesischen Verbindungsmann zur Chartered-Bank in Hongkong, und der Schauplatz ist das Carlton-Hotel daselbst. Wong erkundigt sich nach Kommunisten in der Schweiz und fragt, warum unser eindeutig auf der Seite des Westens stehendes Land mit seiner starken Rüstung eigentlich neutral sei. «Sie sind

klug», sagt Wong, «aber begegnet Ihre Art, zu denken, keiner Opposition?» Bischof meditiert nun darüber, wie schwer es sei, einem Chinesen zu erklären, daß in der Schweiz Opposition kaum zu machen ist, nämlich «daß es wohl Parteien gibt, Interessenvertreter mit verschiedener Folklore, aber keine Opposition, keinen Gegenentwurf, der ein Stilbruch wäre im Kleinstaat, eine Undankbarkeit, ein Fall für den Sittenrichter». Wir seien ein armes Land, und daß es uns gut gehe, sei ein Paradox, mit dem wir schwer fertig würden. Die Lebensform der Schweiz sei der vorsorgliche Notstand: er erlaube uns, die Reihen zu schließen. Der Chinese darauf: «Sie müssen also an die Arglist der Zeit glauben, um zu bleiben, was Sie sind. Ist Ihnen nie in den Sinn gekommen, daß Sie damit an der Arglist der Zeit mitwirken? Sie brauchen den Kalten Krieg zum Beispiel. Er darf für Sie nicht aufhören.» Herr Bischof ist bereit, das zuzugeben, «bis wir einen neuen Notstand von gleicher Überzeugungskraft haben». Und der Chinese faßt zusammen, jetzt verstehe er, warum in der Schweiz keine Opposition bestehen könne. Die Schweiz existiere in der Abwehr. Sie habe etwas Negatives zur nationalen Tugend gemacht, was sich bis jetzt bewährt habe. Wird es weiter gut gehen?

Wir sind mit diesem merkwürdigen Gespräch weit abgekommen von der farbigen, listenreichen Handlung, die in Japan spielt. Aber in Anspielung auf den Titel des Romans läßt sich sagen, der Verfasser, der viele Haken schlägt, sehe sich am Ende gestellt von dem, was ihm die Schweiz ist.

Bei Meinrad Inglin vollzieht sich der Ausbruch aus dem Käfig, ohne daß die erträgliche Menschengemeinschaft darum gezeugnet wird. Diggelmanns Buch gleicht dem Steinwurf gegen ein Fenster des Bundeshauses: eine ohnmächtige Geste, vielleicht aus der Tatsache zu erklären, daß der wesentliche Widerspruch in unserem Land seit langem keine politischen Ausdrucksformen mehr gefunden hat. Womit wir beim Thema des Chinesengesprächs in Muschgs «Im Sommer des Hasen» angelangt wären. Kein Vaterland, eher eine Société anonyme, kein Problem, jedoch ein angenehmer Ort

zum Arbeiten sei die Schweiz? Im Blick auf die hier besprochenen Neuerscheinungen wird man die Auskunft jüngerer Autoren bezweifeln.

*Anton Krättli*

<sup>1</sup>Meinrad Inglin: Erlenbüel, Roman. Atlantis-Verlag, Zürich 1965. <sup>2</sup>Walter Mat-

thias Diggelmann: Die Hinterlassenschaft, Roman. Verlag R. Piper & Co., München 1965. <sup>3</sup>Adolf Muschg: Im Sommer des Hasen, Roman. Verlag «Die Arche», Zürich 1965. <sup>4</sup>Alice Meyer: Anpassung oder Widerstand. Die Schweiz zur Zeit des deutschen Nationalsozialismus. Verlag Huber, Frauenfeld 1965.

## QUELLENWERK ZUR ENTSTEHUNG DER SCHWEIZERISCHEN EIDGENOSSENSCHAFT

Vor über 30 Jahren begann die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz das große Quellenwerk zur Entstehung der Eidgenossenschaft herauszugeben. Der heftige Meinungsstreit um die aufsehen-erregenden Thesen eines Karl Meyer und eines Leo Weisz hatte das Bedürfnis geweckt, die Gesamtheit der zeitgenössischen Nachrichten in einer guten Ausgabe zu besitzen. Heute liegt nun endlich die wichtige Abteilung der Urkunden in drei starken Bänden fertig vor, wie auch diejenige der Rodel und Urbare, während die Abteilung der Chroniken noch einige schwierige Knacknüsse aufgibt.

Man muß Dr. Emil Usteri dankbar sein, daß er sich vor einigen Jahren des scheinbar hoffnungslos darniederliegenden Urkundenteiles annahm und ihn mit großer Gründlichkeit und Speditivität zu Ende führte<sup>1</sup>. Denn trotz aller Förderung der wissenschaftlichen Arbeit sind Leute, die befähigt und gewillt sind, eine solche Arbeit zu bewältigen, in der Schweiz überaus selten. Wir verdanken Usteri den dritten, in 2 Teilen erschienenen Urkundenband, der rund elfhundert Urkunden von 1333 bis 1353 auf über tausend Seite sowie Register, Nachträge und Korrigenda zu den vorangehenden Bänden umfaßt. Der Band beginnt mit jenen Jahren des Schaukelspiels zwischen Kaiser Ludwig dem Bayern und den Herzögen von Österreich um die Rechtsstellung der inneren Orte, den Versuchen, Luzern doch noch irgendwie unter dem Einfluß Österreichs zu erhalten, und endet im wesentlichen mit dem Bund

Berns mit den inneren Orten vom März 1353. Die Urkunden jener unübersichtlichen Übergangszeit nach Morgarten, da allein die inneren Orte einen festen antihabsburgischen Kern bildeten und Rudolf Brun seine ambivalente Rolle spielte, bis zur Ausbildung der sogenannten achtörtigen Eidgenossenschaft liegen so in bisher unbekannter Vollständigkeit vor und erleichtern das heutige Bemühen um eine neue Auffassung der Gründungsgeschichte ganz wesentlich. Man hat nun die Dinge endlich einmal leicht greifbar beieinander. Manches Stück, wie etwa der Berner Bund von 1353, zeugt von der gewissenhaften und umsichtigen Editionsarbeit Usteris.

Naturgemäß wäre es für den Benutzer praktisch, wenn das Quellenwerk noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert weiter geführt werden könnte. Doch beginnen sich nach 1350 die Quellen derart zu häufen, daß sie nicht mehr entfernt mit der bisherigen Qualität und Vollständigkeit zu bewältigen gewesen wären. So war die Gesellschaft sicher gut beraten, als sie diesen weisen Verzicht beschloß. Der hauptsächliche Dank aber gebührt Dr. Usteri, der nun endlich das unentbehrliche, zuverlässige Arbeitsinstrument geliefert hat.

*Hans Conrad Peyer*

<sup>1</sup> Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Abteilung I, Urkunden, Band 3, bearbeitet von Emil Usteri, Verlag Sauerländer & Co., Aarau 1964.

*Die Voraussetzung des Friedens ist die Mitverantwortung eines jeden durch die Weite seines Lebens in Wahrheit und Freiheit: Die Frage des Friedens ist nicht zuerst eine Frage an die Welt, sondern für jeden an sich selbst.*

*Karl Jaspers*